



SUSAN
FLETCHER

Lass mich
dir von
einem Mann
erzählen, den
ich kannte

Roman

INSEL



S U S A N
F L E T C H E R

Lass mich dir von
einem Mann erzählen,
den ich kannte

Roman

Aus dem Englischen
von Christel Dormagen

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien erstmals 2016 unter
dem Titel *Let Me Tell You About a Man I Knew* bei Virago Press,
einem Imprint von Little, Brown Book Group, London.

Erste Auflage 2023

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2023

© Susan Fletcher 2016

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung von Favoritbuero, München, unter Verwendung
des Originalumschlags von Little, Brown Book Group, Entwurf: Jack Smyth,
Abbildungen: Vincent van Gogh, Sternennacht (Detail), 1889, Museum
of Modern Art, New York, Foto: Bridgeman Images; Shutterstock

Satz: Eberl & Koesel Studio, Kempten

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64367-8

www.insel-verlag.de

Lass mich dir
von einem Mann erzählen,
den ich kannte

Den ganzen Morgen wäscht sie ihre Kleider im Hof unter der Linde, den Zinkzuber neben sich. Sie kauert auf einem Schemel. Sie breitet die nassen Sachen aus, seift sie ein und schrubbt den Stoff auf dem hölzernen Waschbrett. Spült. Schrubbt. Spült. Wringt das Wasser heraus.

Danach hängt sie die Wäsche auf – an einer Leine, die zwischen der Linde und der Steinmauer gespannt ist. Sie macht es mit Sorgfalt, lässt eine Handbreit zwischen den einzelnen Kleidungsstücken frei. Dann hebt Jeanne die Leine mit einem gegabelten Ast an, so dass der Wind die Kleider erfasst und über der flachgetretenen Erde, ihrem eigenen Schatten, dem Schemel und dem Metallzuber flattern lässt.

Sie hält inne. Blickt über die Felder.

Der Wind fährt in den Saum ihrer Schürze und ihres Rocks.

Kurz würde Jeanne gern die Augen schließen – um den Wind zu spüren, mit geöffnetem Mund, als wolle sie ihn trinken. Der Mistral schmeckt kühl, wie sie weiß. Doch dies ist nicht der Mistral. Es ist ein warmer südlicher Wind – und Jeanne geht wieder zum Zuber, packt ihn an beiden Griffen, hebt ihn hoch und stützt ihn auf ihrer Hüfte ab, und so eilt sie schwankend zur Westseite ihres Hauses und der Grenzmauer, wo außer Löwenzahn und

Moos kaum etwas wächst. Sie spannt kurz den Körper an; dann plötzlich ein schepperndes Geräusch, der Zuber kippt zur Seite, das graue Wasser verteilt sich auf dem Boden und läuft an der Mauer entlang. Jeanne steht da und sieht zu. Als sie jung war, malte sie sich bei jedem umgestürzten Eimer den Weg aus, den das Wasser nehmen würde, sein zweites Leben. Wo war es jetzt? Was mochte es tun? Jeanne sann darüber nach – über die Wurzeln, die dunkle und dunkel duftende Welt unter ihren Füßen, wo Würmer und fleißige samtige Maulwürfe vielleicht die Woge spürten und ihr Graben unterbrachen, von Tunneln, die dieses Wasser in Bäche leiteten oder sogar bis in die Rhône oder sonst wohin. Ins Meer? Würde es auf ferne Länder stoßen? Auf Prinzen und Königreiche? Oder würde er – Jeannes geleerter Eimer – neue Bäume und Blumen sprießen lassen? *Rosen um meinetwillen.*

Daran denkt sie jetzt, während das Wasser versickert. Rosen, die, in ihr Haar gesteckt, eine nach Rosen duftende Spur hinterlassen würden. Sie wachsen im Juni und Juli an der Grenzmauer. Sie hat die Blüten mit den Händen umschlossen und eingeatmet.

Der Zuber ist leer, und Jeanne lehnt ihn zum Trocknen an die Mauer. Geht zurück in den Hof und ins Haus.

In dieser Gegend achtet man auf den Mistral. Meist ist er ein Herbstwind – doch im vergangenen Jahr kam er früh, blies schon, als die Kastanien noch reiften. Er zersplitterte Glas. Er schlug jede unverschlossene Tür hin und her, so dass die Stadt in ihren Angeln krachte und das Vieh an Südmauern Schutz suchte. *Mistrau* im hiesigen Dialekt. Wind des Wechsels, des leichten Schlafs. Im November waren die Hügel mit Schnee überzuckert, und auf den Fel-

dern lag Schneematsch. Nachmittags konnte Jeanne das bläuliche Schimmern des Mont Gaussier sehen, wenn sie, den Schal ans Kinn gepresst, durch den Olivenhain zurückging.

»Der Frühling wird kommen«, versicherte Charles ihr. Im März schossen neben dem Tor grüne Triebe aus der Erde; April war der Monat tropfnasser Wege und schwächerer, jüngerer Blöklaute in der umherstreifenden Ziegenherde. Erst jetzt, im Mai, hat die Sonne genügend Wärme, so dass Jeanne Kleider trocknen und ohne ihr wollenes Tuch umherlaufen kann, also geht sie von Zimmer zu Zimmer, öffnet die Fenster, die so lange geschlossen waren, und stößt sie weit auf, damit diese neue, warme Luft den Weg in die Ecken und Winkel ihres Hauses findet.

Jeder Fenstergriff knarzt von ihrem Gewicht, wie ein Siegel.

Jeder Ausblick ist ihr vertraut. Vom Wohnzimmer kann Jeanne den Weg und dahinter die Olivenbäume sehen. Auch die Küche ist zum Weg ausgerichtet – doch das kleinere zweite Fenster geht auf den Hof mit seinen trocknenden Kleidern, der Linde, dem Waschhaus und einer Henne. Sie öffnet dieses Fenster; die Henne blickt auf.

Sie steigt die Treppe zum Schlafzimmer hoch – der gemeinsame Raum mit den beiden Einzelbetten liegt über dem Wohnzimmer. Jetzt ist sie weiter oben; sie kann mehr sehen. Mehr Olivenbäume in ihren Reihen. Da ist der Dachvorsprung von Peyrons Haus neben den Mauern der Nervenheilanstalt. Wenn Jeanne sich aus diesem Fenster lehnt und nach rechts schaut, kann sie den Mont Gaussier, die Deux Troues und die fünf schwankenden Zypressen sehen, und das tat sie gern, als sie jung verheiratet war – lehnte sich hinaus, die Hände auf der Fensterbank, und

lächelte, spürte die Sonne auf ihrem Gesicht. Ihr bester Ausblick nach Süden. Unter ihr die Straße nach Saint-Rémy. Manchmal blickt sie von oben auf Köpfe. Auf die staubigen Rücken von Maultieren.

Ein zweites Schlafzimmer. Von hier sieht man in die Linde – grüne, gesprenkelte Mauern.

Und dann ist da ein letztes Zimmer. War es ein Schrank gewesen, bevor sie hier lebten? Oder überhaupt ein Raum? Es ist der höchste Teil des Hauses, über drei weitere Stufen zu erreichen, was bedeutet, dass es ihr hier sicher erscheint – ein kleines, abgelegenes Land. Früher war es das Kinderzimmer. Hier wiegte und stillte sie jeden der Jungen und sang ihm vor – was diesen Raum für sie eine Zeitlang zum besten Platz der Welt machte. Wie sie mit all ihren fünf Fingern nach Jeannes Finger griffen und ihr mit ihren weichen, saugenden Lauten und den runden, blanken Augen wie Fische vorkamen – für sie wirkten sie außerirdisch, wie gemacht für einen anderen Ort. Jeanne kommt jetzt nur noch selten hierher. Doch wenn sie es tut, spürt sie, wie ihr das Herz für die Jungen schwillt; jetzt schwillt es, als sie mit fünf Schritten über den Fußboden zum Fenster geht und die Läden aufklappt, so dass der Raum sich mit Licht füllt.

Sieh nur. Ihr Gemüsegarten, von dem sie mit aufgehängten Löffeln die Krähen fernzuhalten versucht. Der Graben, aus dem die Maultiere trinken. Dieselbe weiße Henne.

Und da ...

Jeanne lässt die Hand von den Augen sinken. Die Nervenheilanstalt. Saint-Paul-de-Mausole. Aus diesem Zimmer sieht sie das Gebäude sehr deutlich; es ist ein wettergegerbtes Schiff in einem Meer aus Oliven und Gras. Sein Dach ist von der Sonne gebleicht. Die blassblauen Läden

vor jedem Fenster werden, wie sie weiß, mit rostigen Haken verschlossen, die die Haut aufschürfen, und sie werden jeden Abend geschlossen, im Sommer auch wegen des Schattens – doch heute stehen sie offen. Reihenweise aufgeklappt. Jedes Fenster, denkt sie, ist ein Auge. Oder jedes ist wie eine winzige Höhle, in die ihre Jungen den Finger hätten stecken können, um herauszufinden, was sich in ihrer Dunkelheit verbarg. Die blassblaue Farbe ist alt. Sie blättert ab, segelt in Fetzen hinunter in den Garten, weswegen manche Patienten glaubten, es seien Schmetterlinge oder Schmetterlingsflügel oder Schneeflocken. Sie in zitternden Händen bargen.

Dieser alte, vertraute Ort. Ein Garten voller Efeu. Seine Grenzmauern und Korridore, seine Kreuzgänge und Pinnen. Der moosüberwucherte Brunnen.

Und er. Ein Patient sitzt auf einer Bank.

Er ist weit weg und halb im Schatten, aber Jeanne weiß, wer er ist. Mit seinen Händen.

Der Mistral kann ihren Zustand verschlechtern. Ihr Leben lang hat sie das gehört – dass dieser wilde Herbstwind Kummer oder Wut hervorrufen kann oder jene Ängste, die seit der Kindheit weggesperrt sind. Dass er das Animalische in einem Menschen weckt, der stets friedlich zu sein schien. Da gibt es unzählige Geschichten. In der Anstalt das Zerreißen von Fesseln; wie ein Mann sich so lange auf die Brust schlug, bis er sich verletzte. Aber Jeanne kann auch eigene Geschichten hinzufügen – wie Laure sich manchmal auf die Zehen stellte und die Luft schnupperte, wenn der Mistral blies. Oder wie einmal, als sie, Jeanne, die Kinderzimmerfenster öffnete, ein Vogel hereinflog. Schwarz und gleichzeitig leuchtend. Ein scharfes, knallendes Geräusch. Der Vogel prallte gegen die Wand und gegen

ihre Arme, es entstand ein Luftzug, als er in seiner Panik mit den Flügeln schlug und Federn verlor; später bemerkte Jeanne nicht das Blut an ihren Armen. Sie dachte nur an Benoît – *mein Kind*. Doch er war unverletzt und ahnungslos. Schief in seinem kühlen, mit schwarzen Federn besprenkelten Bett.

Ihre Jungen ebenfalls. In der Zeit des Mistrals schienen sie streitsüchtiger zu sein, neigten eher zu Verletzungen oder zu seltsamen, lebhaften Träumen. Und jede ihrer Schwangerschaften hatte mit diesem Wind begonnen – als habe er ein tieferes schlafendes Verlangen in Charles geweckt.

*

Am Nachmittag stellt sie die Stühle auf den Tisch und fegt. Backt Brot. Sie schrubbt den Küchenboden.

Um vier sind seine Schuhe geputzt. Seine Bücher warten, ordentlich aufgereiht.

Jeanne schlägt Eier in eine Schüssel, als Charles heimkehrt. Sie hört ihn, bevor sie ihn sieht. Mit einer halben Eierschale in jeder Hand blickt sie auf und sieht, wie er zwischen der trocknenden Wäsche hindurch und an den Hennen vorbeigeht, und sie sieht auch, wie er die Stirn runzelt, was bedeutet, dass er mit den Gedanken woanders ist.

»Sind sie froh darüber?«

»Worüber?«

»Die Sonne, endlich. Frühling.«

Er setzt sich, atmet aus. »Natürlich.«

»Sind sie ruhiger?«

»Die meisten.«

Um diese Zeit trinkt Charles seinen Kaffee – gesüßt und in der immer selben braunen Tasse, die für seine starken, geäderten Hände zu klein scheint. Sie reicht sie ihm. »Also war es ein ruhiger Tag für dich?«

Er nimmt die Tasse. »Etwas ruhiger. Aber ...«

Sie weiß es. Es ist trotzdem zu viel Arbeit für ihn. All diese Jahre in Saint-Paul-de-Mausole, und er wird alt. Manchmal geht er gebückt. Unter seinen Augen Haut. »Ich habe Rouisson gesehen«, sagt sie.

»Ach ja? Wann?«

»Heute. Aus dem Kinderzimmerfenster. Er war im Garten, saß auf einer Bank.«

»Allein?«

»Ja.«

»Und ruhig?«

»Ja. Es wirkte so. Er saß vollkommen still da.«

Ein Nicken. »Inzwischen geht es ihm viel besser. Aber ich fürchte, er wird für immer hierbleiben müssen. Nun, du weißt ja ...«

Rouisson. Jeanne kennt nicht alle mit Namen – es gibt mehr als zwanzig Patienten –, aber sie kennt Émile Rouisson. Er kam vor zwölf Jahren – ein kleiner, kräftiger Mann aus dem Languedoc, der zitterte, als friere er, und von Engeln sprach. Er hatte Tochter und Frau durch eine Krankheit verloren – so plötzlich verloren, dass er Angst bekam, er werde noch mehr verlieren, und nach Sachen zu suchen begann, von denen er glaubte, er habe sie verloren – eine Taschenuhr oder eine Münze. Jeanne war ihm an seinem fünften Tag in Saint-Paul begegnet. Auf ihrem Weg zur Kapelle blieb sie stehen; dieser neue, eigentümliche Patient, der an der Grenzmauer kniete und das Gebüsch durchsuchte. Er bemerkte sie, rief laut: »Madame! Können Sie

mir helfen?« Er habe einen silbernen Schlüssel verloren. Hatte sie ihn gesehen? Wusste sie, wo er war? Jeanne schüttelte den Kopf, ging aber trotzdem in die Hocke; sie schob die Blätter auseinander und suchte zwischen Erde und dunklem Grün nach Silber. Dann griff Rouisson nach ihr. Er packte sie am Handgelenk und zischte: »Sie haben ihn genommen! Das weiß ich! Geben Sie ihn mir zurück!«

Jeanne weiß inzwischen, dass die meisten die Anstalt nie mehr verlassen werden. Sie sind wie Efeu, das seinen Weg zu den bröselnden Steinen findet, die Spalten sucht und sich festsetzt. Selbst wenn sie physisch fortgehen, bleibt etwas zurück – ein Echo, ihre Namen, ins Mauerwerk geritzt. Aber nein, die meisten bleiben. Manche sind so durcheinander, dass die Welt sie nicht mehr haben will oder sie nicht mehr die Welt, also gewöhnen sie sich an den geregelten Alltag in Saint-Paul – an ihre Bäder, ihre Nahrung, ihre tägliche Dosis Brom, an einfaches Essen und frühe Nächte und die besänftigenden Worte der Nonnen. Vielleicht werden sie nicht gesund, aber sie werden auch nicht kränker. Und es kümmert sie nicht, dass die Anstalt sehr viel ärmer ist, als sie es einmal war. Was ihre Familien angeht, die lassen ihre unglückseligen Kranken in Saint-Paul, weil es so am einfachsten ist – ein Wechsel könnte sie wieder zurückwerfen, und andere Nervenheilanstalten wären sehr viel teurer. Und so werden Gestalt und Stimme dieser Patienten Jeanne mit der Zeit so vertraut wie die Umrisse von Bäumen. Da ist Patrice, der singt. Die Frau, deren Narben auf den Armen aus ihrer Jugend stammen. Yves, dessen Zunge heraushängt, als wäre sein Mund zu voll, um sie aufzunehmen – zu voll von ungesagten Worten oder Spucke. Michel, wie ein Bär – so stark und groß,

dass sie anfangs fürchteten, keine Riemen würden ihn halten, sollte er anfangen zu toben. Doch er hat nie Anstalten dazu gemacht. Jeanne hat nur sanfte Geschichten über Michel gehört – wie er in der Bücherei liest oder sich Brot aus dem Esszimmer holt und damit die Spatzen füttert, die an der Südmauer im Staub baden. Dominique, der eine Kinderpuppe gehört. Einmal gab es ein Mädchen, sie behauptete, sie habe das Herz einer Eule gegessen, weshalb sie im Dunkeln sehen und Mäuse hören könne – *Eines Tages werde ich fliegen ...* –, und Charles musste ihr erklären, nein, fliegen könne sie nicht, und sie fixieren. Was Rouisson angeht, so verliert er jetzt keine Dinge mehr. Er ist zu müde dafür. Brom und das Alter scheinen ihm Frieden geschenkt zu haben, selbst bei herbstlichem Wetter. Manchmal schläft er auf dem Fußboden der Korridore, und sie müssen ihn wie ein Kind wecken und zurück ins Zimmer bringen. *Hier entlang ...*

Rouisson wird nicht fortgehen. Und Jeanne wird nicht die Farben vergessen, die sich nach der Prellung später auf ihrem Handgelenk bildeten – tintenblau, aprikosenfarben, golden. Es beunruhigte Charles. Er drehte ihr Handgelenk, prüfte es gründlich und verbot ihr daraufhin die Anstalt. Seitdem darf Jeanne das Gelände nur sonntagsmorgens betreten, um in der Anstaltskapelle zu beten, wo es nach Dunkelheit riecht.

Charles blickt plötzlich auf. »Die Fenster. Warum sind sie geöffnet?«

»Sie waren den ganzen Winter geschlossen. Ich dachte –«

»Nein, Jeanne.«

Eine nach der anderen tauchten Regeln auf. Das Verbot des Anstaltsgeländes ist nur eine der Maßnahmen dieses strukturierten, militärischen Mannes. Sein einstiges Armee-

leben hatte Struktur bedeutet; sein medizinisches Handeln bedeutet, dass er Infektionen, Fieber, gebrochene Knochen fürchtet. Und so ordnete Charles an, dass ihre Söhne bei Regen ins Haus zu kommen hatten, verbot ihnen, mit Breguets Bullen über das Feld zu laufen. Und als das Gerücht auftauchte, die Cavaillon-Melonen würden ein plötzliches Lösen der Gedärme verursachen, ließ er Jeanne nicht mehr in die Nähe der Verkaufsstände und erklärte ihr, sie dürfe die sonnenhelle Schale der Früchte nicht berühren, sie könne sonst erkranken oder die Krankheit ins Haus tragen. Misstrauisch, wie sie weiß, gegenüber allem: Herumtreibern, Feuer, fließendem Wasser. Fleisch muss gekocht werden, bis es dunkel ist. Und ebenso müssen für Charles auch Fenster geschlossen bleiben – alle, selbst wenn es der erste warme Tag seit einem halben Jahr ist und der Winter lang war, zu lang.

»Schließ sie, bitte.«

»Ja.« Immerhin hat er sehr viel mehr von der Welt gesehen. Er leitet die Nervenheilanstalt ganz allein, zumindest sieht es so aus. Er ist erschöpfter als jeder Patient, sieht älter aus, als er ist – in einem kurzen Impuls möchte sie seine Wange berühren, sie mit der Hand umschließen, wie sie es mit einer Rose machen würde. Ihn einatmen.

Sie schließt die Fenster, eines nach dem anderen.

*

Ihre Mahlzeit besteht aus einem Schinken-Omelett und Brot. Seinem Glas Rotwein. Ihr Haus hat noch kein Gaslicht, deshalb steht jeweils eine Öllampe an beiden Enden des Tisches – seine Lampe und ihre. Bei seinem Licht liest er. Bei ihrem beobachtet sie – wie er sein Essen schneidet, es

zum Mund führt, dann die Gabel ablegt und sich *Le Figaro* oder *L'homme de bronze* zuwendet.

Sie senkt den Blick. Diese Teller haben ein Blumenmuster – Blüten ohne Namen, die Jeanne noch nie am Wegrund oder in Gärten oder überhaupt irgendwo außer auf diesen Tellern und Schalen gesehen hat. Vielleicht sind es erfundene Blumen. Dennoch hat Jeanne das Gefühl, sie könnte sie pflücken. Sie hat diese Teller angeschaut und Bienensummen gehört oder sich die sonnenwarme Unterseite jeder Blüte vorgestellt, und bei Kerzenlicht scheinen sie zu glühen, was blassere Blumen können. So alt wie ihr eheliches Leben – denn diese Teller waren ein Hochzeitsgeschenk gewesen. Ein zweiter, unsterblicher Blumenstrauß.

»Salles kommt nach Saint-Paul«, sagt er. »Wir müssen ein Gedeck für ihn auflegen.«

Jeanne hält inne, blickt auf. »Wirklich? Wann?«

»Morgen.«

»Um zu essen? Hier?«

»Ja. Wäre das schwierig?«

Das sind ihre Gedanken: dass sie gerade eben den Rest des Schinkens gegessen haben, die letzten Eier. Und was gibt es noch in ihrem Gemüsegarten? Nicht viel, nicht genug. Aber da ist die Henne, die zu alt ist, um zu legen, und das Eingemachte in Gläsern, aus dem letzten Jahr. Der Markt, wenn sie ihn braucht. »Nein, nicht schwierig. Warum kommt er?«

»Er bringt jemanden.«

»Einen Patienten?«

»Ja.«

»Einen neuen? Tatsächlich?«

»Ja, ziemlich neu.«

Jeanne wendet sich wieder dem Teller zu. In Wahrheit

ist es lange her, dass ein neuer Patient nach Saint-Paul kam – mindestens vier Jahre –, und mit Neuzugängen ist es nicht einfach. Patienten kommen nicht immer auf eigenen Wunsch. Und selbst wenn, werden sie häufig von Gefühlen übermannt, wenn sie über die Schwelle der Anstalt treten – ein Gefühl von Versagen oder Kummer oder Nicht-glauben-Wollen, dass sie hier gelandet sind. Manche sind müde wie Kinder; andere haben kein Vertrauen in die Welt, halten Ausschau nach der Lüge und verfluchen die Nonnen. Zwar können sie von überall her geschickt werden – Marseille oder Avignon –, doch die meisten kommen stets vom Krankenhaus in Arles, wo man die sichtbaren Wunden behandeln kann, Geburten und offene Geschwüre, aber sehr viel weniger für die Verletzungen der Seele anzubieten hat. Zu wenige Ärzte in Arles. Sie können sich nicht um die Verstörten oder die Geisteskranken kümmern. Also erwähnt man den Namen der Stadt Saint-Rémy-de-Provence, fünfundzwanzig Kilometer nördlich von Arles – erwähnt die Anstalt, die früher ein Kloster war. Ein Ort mit Kreuzgängen. Kräutern.

»Er ist Ausländer«, sagt Charles. »Holländer, glaube ich.«

»Ach?« Jeanne blickt auf, als sie das hört.

»Ein seltsamer Mann. Wild. Hat sich selbst verletzt, wie ich höre – sogar heftig.«

Es wird eine Verletzung der Handgelenke sein, da ist sich Jeanne sicher. An dieser zarten Haut unterhalb des Daumens, an dem Netzwerk der Adern. Bei den Frauen ist es meist so, dass sie die Oberarme oder die Schenkel wählen; vor langer Zeit gab es eine sehr viel heimlichere Verletzung, die die Patientin zurück nach Arles brachte, und zwar mit einer Infektion ihres Bluts, die sie schließlich

tötete. Doch meistens sind es die Handgelenke. »Wird er bei uns übernachten?«

»Salles? Nicht nötig. Ein freies Zimmer im Krankenhaus reicht für ihn völlig aus. Die Nonnen wissen Bescheid. Aber wir werden ihn verköstigen.«

»Ja.« Sie nickt. Salles, mit seiner langsamen Art zu sprechen. Seinem Lächeln.

Jetzt gähnt Charles. Er presst seinen Handballen gegen die Stirn und schließt für einen Moment die Augen, kehrt dann zurück zum *Figaro*.

In der Küche denkt Jeanne: *Er kommt aus den Niederlanden. Holländer bedeutet, er kommt von dort*. Ihr Vater hatte einen sehr alten, verblichenen Globus besessen, in der Farbe von Pergament oder vergilbten Knochen. Vor dem Kamin drehte er ihn gern und sagte: Was möchtest du sehen, *mon chou*? Ganz egal. Alles. Länder, aus denen Ebenholz kam oder wo es Vulkane gab oder große weiße Bären und wo Kamele durch Wüsten zogen, mit Gewürzen und Ballen aus Seide auf dem Rücken. Holland sei ein sehr, sehr flacher Ort, versicherte er ihr – Land, das aus dem Meer gewonnen worden war und vom Meer zurückverlangt wurde. Mit Deichen und Mauern gegen das Wasser. Einem verwehten Himmel.

Papa. Zweimal mit dem Fingernagel getippt. Wenn er ein Land gefunden hatte, tippte er stets zweimal darauf und sagte: Siehst du es? Genau da.

Es muss bessere Heilanstalten geben als Saint-Paul-de-Mausole. Es muss Irrenanstalten (Charles mag dieses Wort allerdings nicht) geben, in denen der Direktor wohlauf ist und die Farbe nicht abblättert und das Essen aus mehr als grünen Bohnen besteht. Wo zumindest der Brunnen funk-